

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rede des Pfarrers Peter in Spöck über Lucä 15, 5-10

[urn:nbn:de:bsz:31-348520](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-348520)

Rede des Pfarrers Peter in Spöck

über Lucä 15, 5—10.

Der verlesene Abschnitt aus dem h. Wort Gottes ist eine Antwort des Herrn auf eine Bitte der Jünger an Ihn. Er hatte sie so eben einen Blick thun lassen in ihre Christenaufgabe, und darüber war's ihnen, wie wenn sie vor einem hohen Berge ständen und hätten Mühe hinüberzukommen; und das preßt ihnen die Bitte aus (v. 5): „Herr, stärke uns den Glauben!“ — Geht es denn uns heute nicht gerade so, meine Lieben? Wir blicken auf's Neue in unsere Aufgabe als Christen überhaupt oder als Diaconissen im Besondern, und wir stehen gleicherweise, wie die Jünger unseres Textes, vor einem Berge, zu dessen Uebersteigung uns die Kräfte fehlen; und darum machen wir die Jüngerbitte auch zu unserer Bitte: „Herr, stärke uns den Glauben!“

Die Jünger setzen bei dieser Bitte voraus, Glauben hätten sie schon, — daran fehle es nicht: aber es brauche für sie noch einen Zuwachs und Zuschuß zu demselben; der Herr möge ihnen noch Etwas und etwas Wesentliches addiren, im Grunde aber hätten sie bereits ein Anfangskümlein.

Aus der Antwort unseres Herrn aber ersehen wir, Seine Gedanken treffen nicht mit denen der Jünger zusammen. Denn Er denkt, nicht um Vermehrung des Glaubens handle es sich jetzt bei Seinen Jüngern, sondern vor Allem um das, daß Glaube überhaupt vorhanden sei: habe der Glaube einmal Dasein, Existenz in ihnen, dann könne die Mehrung nicht ausbleiben. Das macht: der echte Glaube ist wie ein Feuerfunke von Oben, — in diesem liegt schon die Kraft sich auszubreiten und sich zu mehren. Der Funke von Feuer hat die Gewalt in sich, zu einem Flammen-Weer heranzuwachsen. Der Anfang, noch so klein, aber lebensvoll, trägt die reichste Fülle von Macht in sich. Nicht ein Sandkorn darf dein Glaube sein, wobei du freilich wünschen mußt, es mögen noch mehr Körner sich anschließen, daß endlich ein Stein daraus werde auf dem Weg der Vermehrung; sondern, wie Jesus seinen Jüngern sagt, ein Senfkorn und senfkornsklein mag dein Glaube sein, so gering dem Ansehen nach, aber ein brennender Funke aus dem oberen Heiligthum, — daraus wird Etwas, aus dem Funken eine wallende mächtige Flamme, aus dem einzigen Senfkorn ein großer vielverzweigter Baum!

Echter Glaube **ist** stark und **macht** stark. Das ist das Erste, was uns der Heiland antwortet auf unsere heutige Festbitte um Stärkung und Mehrung des Glaubens. Der senfkornsklein aber echte Glaube spricht zum Berge: hebe dich von hinnen dorthin, und er hebt sich (Matth. 17, 20). Was lauterer Glaube ist, ist berg-

stark, ja stärker als Berge; denn es liegt die Gewalt drinnen, Berge zu versetzen. Der Glaube ist nicht bloß ein Blick in die Höhe, sondern er ist ein Griff in die Höhe, nicht in die blauen Lüfte, sondern in die offene, den Kindern zugängliche Segenskammer Gottes. Denn die Schätze droben liegen nicht mehr unter Schloß und Riegel, sie sind zu haben. Das ist eine Wirkung der vollbrachten Versöhnung. Von uns aus vermögenslos und arm haben wir nun durch den Sohn, an den wir glauben, die Macht empfangen, Gottes Kinder zu heißen und zu sein, denen der Mitgenuß des väterlichen Vermögens droben jetzt zusteht nach den preiswürdigen Gnadenrechten unseres himmlischen Vaters. Das ist's, was uns stark macht. Darin liegt das Geheimniß unseres Siegs und unseres durchbrechenden Muths. Als vor zwölf Jahren mehrere Männer und Frauen dieser Stadt den Gedanken in sich trugen, eine Diakonissenanstalt zu gründen, da stunden sie vor einem Berge, den es zu versetzen galt. Es fehlte nicht an Solchen, welche abriethen und die Ausführung eines derartigen mit unzähligen Schwierigkeiten verbundenen Werkes nicht bloß in Frage, sondern selbst in das Gebiet der Unmöglichkeit stellten. Hätten die Anfänger dieses Werkes damals nicht Glauben gehalten, Haus und Werk und Segen desselben wäre nicht in's Leben und in den Bereich der Wirklichkeit getreten. Nun aber haben sie Glauben gehalten, — und ihr Glaube war ein Griff in die Höhe, und so haben sie durch ihren Glauben, der sie stark machte, Haus und Werk und Segen desselben bis auf diesen Tag aus der offenen Schatzkammer ihres himmlischen Vaters mit betenden Händen herausgenommen. Wir sehen daraus, der Glaube hat es immer mit sogenannten Unmöglichkeiten zu thun und macht sie möglich. Der Unglaube mit seinem Anschein von Kraft entleert im Grunde die Menschen von dem, was das einzige Fundament ihrer Stärke sein kann; der Unglaube schwächt die Schwachen und macht sie todeschwach. Und der Glaube stärkt die Schwachen und macht sie gottesstark. So wird mit dieser Kraft von Oben möglich gemacht, was der bloßen Menschenkraft unmöglich ist. Daher des Heilands köstliche Versicherung: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet.“ Marci 9, 23.

Schwierigkeiten und Nöthe jeglicher Art sind das Element des Diakonissenberufs. Woher entnimmt das Weib, welches doch schriftgemäß das schwächere Gefäß ist, die Kraft, über die Berufsberge hinaufzukommen? Ihr schwachen Frauen könntet es aus euch selbst nicht, wohl aber könnt ihr's aus dem Vermögen, das dem Glauben dargereicht ist, aus den göttlichen Schätzen und Kräften, die in der allerheiligsten Person unseres Herrn Jesu Christi uns aufgeschlossen und nahegelegt sind. Ein gläubiges Weib, nicht ein Mann, sollte das Werkzeug sein, wodurch in Europa und Amerika das ganze Gefängnißwesen umgestaltet wurde. Wie Elisabeth Frey vor mehr als fünfzig Jahren zum ersten Male das Londoner Gefängniß Newgate betrat, wo in zwei Sälen und zwei Zellen auf 190 Quadratellen 300 Weiber zusammengepfercht waren, in welchem Raum sie wohneten, kochten, wuschen und schliefen — ohne Decke auf dem Boden, —

Bretter waren Kopflissen, — und wie nun die mitleidige Besucherin auf ihre Frage an die unglücklichen wilden Weiber: „Würde es euch lieb sein, wenn Jemand käme, eurer Noth abzuhelpen?“ die verzweifelte Antwort bekommen hatte: „Wer wird sich denn auch um uns Ausgeworfene bekümmern?“ — da erwiderte die Jüngerin Jesu: „Ich bin mit dem Wunsche gekommen, euch nützlich zu sein; und wenn ihr mich unterstützt, so hoffe ich euch helfen zu können,“ und damit war der Anfang gemacht, den Berg des schauerlich verkommenen Gefängnißwesens in der ganzen civilisirten Welt aus den Wurzeln zu heben. Und wer hat diesen Berg versezt? Es war der Glaube eines in ihm selbst schwachen, aber in Gottes Kraft starken Weibes. — Da habt ihr, liebe Schwestern, den Schlüssel zu dem großen Christen-Geheimniß, das unmöglich scheinende möglich zu machen. Der Herr spricht: „Wenn ihr Glauben habt als ein Senforn und saget zu diesem Baum oder zu diesem Berg: „Reiß dich aus und verseze dich in's Meer, so wird er euch gehorsam sein.“ Der Glaube, dieser unmittelbare Verband zwischen dem Herrn und uns, macht uns zu Ueberwindern und Herren, stellt uns in den Adelsrang der Söhne und der Töchter Gottes und macht uns zum königlichen und priesterlichen Geschlecht. Ja, der echte Glaube ist stark und macht starke Leute. Daß ist das Erste, was Jesus uns Allen, Christen überhaupt und Diakonissen besonders, auf unsere Bitte um Stärkung antwortet.

Aber Er hat uns auch noch ein Zweites, ebenso Wichtiges, zu sagen: nämlich zu dieser Ueberwinderstellung, die der Glaube und der Gläubige hat, muß hinzukommen die allertiefste Demuth; denn ohne diese verliert der Glaube Echtheit und Stärke, und er verfällt in Selbsterhebung und in Abschwächung zumal. Als zweites Stärkungsmittel also in unserem Christen- und Diakonissenberuf preist uns der Herr in Vers 7 bis 10 die tiefste Demuth an.

Niemals hat Jesus etwas von uns verlangt, was Er nicht selbst zuvor mit Seiner eigenen Person geleistet hätte. Begehrt Er von Denen, die Seine Glieder sind, Demuth, so ist sie selbst gerade an Ihm, unserem Haupte, in strahlendster Weise zu finden. Von der Fußwaschung an seinen Jüngern berichtet die Schrift ausdrücklich, Er habe sie nicht etwa in einer Stunde Seines Erdenlaufs verrichtet, wo Er hinging gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden, in der vollen Knechtsgestalt; sondern es steht ausdrücklich geschrieben (Johannis 13, 3), mit dem vollen Bewußtsein des Ihm vom Vater verliehenen Weltherrscher-Amtes, mit dem bestimmten Hinausblick auf das, daß Er kraft Seines Ursprungs vom Vater auch der Throngenosse des Vaters sein werde, — also mit dem ganzen Königsgefühl des Erstgeborenen vor allen Creaturen sei es geschehen, daß Jesus aufgestanden sei von der letzten Mahlzeit und den Schurz sich umgürtet habe, um Seinen Jüngern den Dienst zu thun, welcher in dem heißen Land des Staubs und der Sandalen gewöhnlich nur von Sklaven verrichtet wurde. Welch' unvergleichliche

Demuth des Menschensohnes, ein Schauspiel der Engel zu deren Staunen, und ein Schaubrod für den Vater zu dessen Wonne — und zwar eine Demuth bis zum Slavendienst herab in Mitten der Gewißheit Seiner göttlichen Fürstenstellung im Himmel und auf Erden!

Nun, ihr werthen Christen und zum Dienen berufenen Schwestern, hat Er, welcher der Erste unter uns ist, also gethan, dann besteht unser schönster Schmuck, unser eigentliches Ehrenkleid nur in dem demüthigen Wesen. Darf denn der Knecht größer sein wollen als sein Herr? Bückt sich Der, welcher der Herr ist, so tief in den Staub herab, daß Er sich nicht für zu gut ansieht für den geringsten Knechtesdienst: sind wir denn dieses unseres Herrn werth, wenn wir hoch von uns halten und verfallen in allerlei Selbsterhebungsgedanken und verirren uns in böse hoffärtige Begehrlichkeiten? — Verbergen wir es uns doch nicht, diese große Gefahr liegt uns Allen überaus nahe. Durch den Glauben geadelt zu einem königlichen Geschlecht, können wir von dieser Gnadenhöhe, worauf Er uns gestellt, wieder fallen und tief fallen, — wir können die uns durch den Glauben gewordene Kraft und Stärke Gottes mißbrauchen, wenn wir sie für uns und für eigenes Gelüste, für selbstische Gesichtspunkte und Zwecke verwenden möchten und so aus dem Demuthsgeleise unseres Hauptes Jesu weichen.

Sehen wir doch auf den Knecht in unserem Texte Vers 7. Dieser Knecht ist das Bild von uns. Nun, er hat sein Tagewerk gethan auf Feld und Wiesen. So gehört's ja dem Knecht. Er verdiente gar nicht den Namen eines Knechtes, wäre nicht werth, bei seinem Herrn zu sein, wenn er müßig ließe. Bearbeitet hat er, ist auch müde geworden, es hat manchen sauren Schweiß gekostet. Aber nun kommt ihm der Gedanke: jetzt ist die Reihe an mir, daß ich bedient werde — bisher habe ich gedient, nun mögen die Andern mir dienen. — Ist dieser Knecht nicht ein sprechend ähnliches Bild von uns? Kann es nicht über unserem Dienen gar bald kommen, daß wir selbst bedient werden wollen? Wie machen wir's? Wir bringen unsere Opfer in Anrechnung, der Herr ist uns Etwas schuldig, meinen wir. Wir beanspruchen Anerkennung, man soll sich uns dankbar erweisen. Da halten wir also hoch von uns selbst, halten große Stücke auf unsere Arbeit, wir wissen unsere Darangabe wohl zu taxiren. Aber heißt das nun im Glauben stehen? Oder sind wir damit nicht vielmehr aus dem Glauben gefallen? Vergiftet und erlödtet wird unser Glaubensleben durch alle solche Selbsthebungsgelüste. Das Kennzeichen des wahren, echten Glaubens, der stark ist und stark macht, besteht im Gegentheil darin, daß wir gering und auf's Geringsste von uns und von unserem Werke halten und daß uns nur Einer und nur Eines groß ist — unser hochgelobter, allein preiswürdiger Herr und Sein allein ruhmwürdiges Werk, wobei Er auch uns als Seine unverthenen Knechte und Handlanger, als seine Mägde und Dienerinnen brauchen zu wollen die Gnade hat (Vers 10).

Aber wir sind auch noch in einem weiteren Punkt Brüder und Schwestern dieses Knechts in unserem Texte (Vers 8). Der Knecht

denkt, er habe Alles gethan, wenn er auf Feld und Wiesen in ehrlicher Arbeit sich umgethan, mit Ochsen und Vieh sich müde geplagt habe, — aber der Knecht vergift, wie das Schönste an seiner Arbeit Das ist, daß er auch seinen Herrn und Gebieter bedienen, ihm das Abendbrod bereiten und vorsezen darf. Ist nicht auch darin dieser Knecht ein Bild von uns? Wenn uns unser Tagewerk recht nach außen getrieben und wir im täglichen Umtrieb müde geworden, können wir nicht auch meinen, nun hätten wir das unsere gethan, weil wir erschöpft und matt am Abend angelangt sind — und können unseren Herrn leer ausgehen lassen? Er selbst und unser Umgang mit Ihm gehört nicht mehr zu unserem Tagewerk? Nach außen hin haben wir unsere Kräfte aufgeboten, aber für Ihn, unseren treuen lieben Herrn, der sich todt gedient hat für uns, will's nun nicht mehr reichen? Er bleibt dahinten und kömmt nicht zu seinem Herrenrechte, das Er doch an uns hat. Aber heißt denn auch das im Glauben stehen oder nicht vielmehr aus dem Glauben weichen? Denn das ist doch nicht des Glaubens Art, daß er den Herrn verkürzt und Ihm Sein allerhöchstes und verdienstestes Recht schmälert, sondern das, daß er Niemandes Recht, so gegründet es auch sei, an des Herrn oberstes und erstes Recht reichen läßt und den unmittelbaren Umgang mit dem lieben gnadenreichen Herrn, das innerliche priesterliche Hinzumachen zu Ihm mit Loben und Danken, mit Buße und Flehen, mit Fürbitte und Gebet für seinen seligsten Dienst hält und es sich nicht nehmen läßt, seinem Herrn auch einen Abendtisch zu bereiten.

Nichts Anderes aber läßt uns in dem Maße in der Demuth einerseits und im Glauben andererseits gewurzelt werden als das unmittelbare persönliche Erscheinen vor unserem Herrn im Gebet und Flehen. In dieser betenden Demuth und in diesem betenden Glauben laffet uns verharren, — dann stehen wir in einer festen Burg, die uns stark macht und unüberwindlich. Amen! —

Aus der Rede von Pfarrer Glumhardt in Boll.

Text: 1. Corinther 15, 58.

Wir haben hier ein Werk, das wir ein Werk des Herrn zu nennen berechtigt sind. Das Haus, das heute sein Fest feiert, will sich der Kranken annehmen. Kranke sind mehr oder weniger vom Herrn Geschlagene, Heimgefuhrte, und ihre Krankheit soll sie innerlich tiefer führen. Sie sind nicht Beweise, daß Gott Jemand wegwerfen will, sondern daß Er den Versuch macht, die Herzen näher an sich zu ziehen. Da will der Herr etwas arbeiten und zu Wege bringen, nicht nur für diese Zeit, sondern für die Ewigkeit. Die Kranken selbst verstehen das häufig nicht, stehen Ihm ferne, kennen den Herrn oft gar nicht, sind befangen, und kommen nicht auf das, was Er eigentlich von ihnen will.